

BRIAN LUMLEY

NECROSCOPE®

WERWOLFSJAGD

Aus dem Englischen von Alexander Amberg

FESTA

Originaltitel: *Necroscope: The Lost Years, Volume I*
Necroscope® is a registered trademark of Brian Lumley
© 1995 by Brian Lumley

© dieser Ausgabe 2011 by Festa Verlag, Leipzig
Literarische Agentur: Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-109-5

*Für Bonnie Jane Johnson, die mich zu neuen Höhen brachte,
und für Zahanine, um ihres Namens willen (wenn nicht für
ihre Namensschwester), vor allem aber für Silky – die für
mein Leben so wichtig ist ...*

PROLOG

Die PS-starke, silbergraue Limousine mit Überlänge – an sich nichts Ungewöhnliches, auf einer Insel voller uralter Fiats und stotternder Lambrettas allerdings auffällig, auch wenn es durchaus noch andere davon gab – holperte vorsichtig über das schadhafte Kopfsteinpflaster unter einem barocken Torbogen hindurch in den Innenhof von Julios Café und Restaurant im Osten Palermos. Das ummauerte Grundstück hatte im Zweiten Weltkrieg als einziges einen Bombenangriff überstanden. Früher war es einmal der kleinste von vier Gärten gewesen, die eine Villa mittlerer Größe umgaben. Die übrigen drei waren nur noch trümmerübersäte Krater. Lediglich die Außenmauern hatte man wieder instand gesetzt, um im Gebiet der Via Della Magione eine halbwegs anständige Fassade zu schaffen.

Der Hof war fächerförmig angelegt und sah von oben aus wie ein Damebrett. Auf Platten aus schwarzem Vulkangestein standen weiß gedeckte, quadratische Tische. Mitten hindurch war einmal ein breiter Fahrweg verlaufen. Nun diente er als Parkplatz, auf dem die Wagen in einer Art Fischgrätenmuster einander schräg gegenüber parkten. Eine palmengesäumte Öffnung an der Spitze des Viertelkreises markierte die Ausfahrt. Dahinter dämmerte bereits der Abend.

Etwa drei Dutzend Gäste, allesamt Einheimische, saßen essend, trinkend oder gemütlich plaudernd an den Tischen. Zwei weißbeschürzte, schwitzende Kellner rannten zwischen Theke, Küche und ihren Tischen hin und her. Jeder der beiden kümmerte sich um seinen eigenen kleinen dreieckigen Bereich. Selbst für die dritte Maiwoche war es ungewöhnlich warm. Es war halb neun Uhr abends und das Thermometer zeigte noch immer gut fünf- undzwanzig Grad.

Die Ostwand des Hofes barg, was von der einstigen Villa übrig geblieben war: einen zweigeschossigen Gebäudeflügel, drei Zimmer breit und drei tief, mit einem auf dorischen, an bessere Zeiten erinnernden Säulen ruhenden Balkon. Vor dem mittleren Raum des Erdgeschosses nahm ein Marmortresen die gesamte Lücke zwischen den Säulen ein. Links davon stand den Gästen der Blick in die Küche offen. Erstaunlicherweise trugen in diesem

ausgebombten Überrest eines Herrenhauses breite Mauerbögen zur Rechten noch immer die riesige Marmortreppe, die sich zu den Räumlichkeiten im zweiten Geschoss und dem Balkon emporschwang. Es waren in der Tat bessere Zeiten gewesen!

Auf dem Balkon, dessen Tische Gästen von Rang und Namen vorbehalten waren, stand Julio Sclafani und beugte sich so weit vor, wie sein Bauch es ihm gestattete, um die Ankunft der neuen Gäste, zugleich seiner vornehmsten Kunden, persönlich in Augenschein zu nehmen: Antonio und Francesco Francezci, die die Höhen der Madonie verlassen hatten, eigens um bei ihm, Julio, zu speisen.

Es war wundervoll, dass sie hierher kamen, dass derart mächtige Männer die sogenannten »erstklassigen« Restaurants links liegen ließen, um Julios schlichte, dafür aber umso achtbarere Kochkunst zu genießen. Und das ging nun schon seit sechs Wochen so, seit das Wetter zum ersten Mal besser geworden war. Oder ... lag es womöglich daran, dass einem der beiden, vielleicht sogar beiden, seine, Julios, Julietta aufgefallen war? Denn Sclafanis jüngste Tochter hatte noch keinen Ehemann und war eine richtige Schönheit. Und die Gebrüder Francezci waren äußerst beehrte Junggesellen ...

Schade nur, dass es ihr nicht gut ging! Es musste an der Luftverschmutzung hier in Palermo liegen. An den Abgasen all der Autos und Mopeds, an den Ausdünstungen all der leer stehenden Gebäude, an der schlechten Luft, die sie einatmete, und der winterlichen Feuchtigkeit, die vom Tyrrenischen Meer herüberwehte. Aber der Frühling war da und der Sommer stand vor der Tür. Julietta würde wieder aufblühen, ebenso wie die ganze Insel.

Nur ... es war schon beängstigend, was sie sich da vor vier, fünf Wochen eingefangen hatte, was immer es sein mochte. Seither war jede Farbe, jede Lebensfreude und Lebenskraft von ihr gewichen, all das, was sie zur Sonne von Julios Leben machte. Da hinten lag sie nun auf dem Sofa, völlig erschöpft, mit einer alten Schachtel, die als Krankenschwester neben ihr saß – um ihr »aufzuwarten«, wie es hieß –, als läge jemand auf dem Sterbebett! Ausgerechnet Julietta? Fort mit diesem Gedanken! Und was die alte Krähe anging, sollte Julio sich wahrscheinlich glücklich schätzen, dass er ihre Dienste so günstig in Anspruch nehmen konnte. Alles dank der Francezcis, denn sie gehörte zu ihnen.

Doch da kamen sie schon und lächelten ihm zu – ihm! –, während

sie die Marmortreppe erklimmen. So vornehme Männer! Was für herrliche Schwiegersöhne sie abgeben würden! Julio beeilte sich, sie oben an der Treppe zu empfangen und zu ihrem Tisch auf dem Balkon zu geleiten ...

Vor nahezu exakt einer Stunde waren Toni und Francesco Francezci von ihrem Sitz in den Berghöhen über Cefalu, Le Manse Madonie, aufgebrochen, um Julios Café aufzusuchen, angeblich um den Gaumenfreuden seiner Küche zu frönen. Dass man bei Julio Sclafani so gut speisen konnte, galt als der einzige Grund für die wöchentlichen Besuche der Francezcis in der zerfallenden, zwar keineswegs dekadenten, aber dennoch untergehenden Stadt. Angeblich!

Tatsächlich jedoch interessierten sich die Brüder nicht im Geringsten für das Essen, das es bei Sclafani gab, allerdings auch nicht für die gutbürgerliche Küche irgendwo sonst. Sie hätten ebenso gut in der Manse Madonie speisen können, und zwar weit besser als in Julios Restaurant, ohne sich erst die Mühe zu machen, hierher zu fahren. Denn zu Hause in ihrer Feste hatten die Brüder ihre eigenen Diener, eigene Köche, ihre eigenen ... Leute.

Während Mario die Brüder über den zumeist abschüssigen, staubigen, mit Haarnadelkurven gespickten Weg von ihrer Stätte zu der schlaglochübersäten »Straße« chauffierte, die Petralia im Süden mit dem Kurort Termini Imerese an der Küste verbindet – wo der Legende nach ein begrabener Zyklop »in die Bäder der Menschen pinkelt, um diese zu erwärmen« –, wanderten Francescos Gedanken zu dem eigentlichen Grund ihres Interesses an Sclafanis lächerlichem Café: der Tochter des dicken Mannes, Julietta. Zumindest Francescos Interesse galt ihr ...

Es war nun auf den Tag genau sechs Wochen her. Die Brüder waren in Palermo gewesen, um an einem Treffen der Paten teilzunehmen, der Oberhäupter der mächtigsten Familien der Welt, ausgenommen vielleicht gewisse europäische Königshäuser und Adelsfamilien und andere sogenannte führende Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und vor allem Industrie in den USA und andernorts. Allerdings ist Macht nicht immer ... gleich Macht. Diejenige der Francezcis gründete sich auf Großgrundbesitz. Sie war mit Goldschnitt versehen und uralte und böse.

Sie beruhte auf der Erde, dem Gebiet, das ihnen gehörte (ihrem Territorium, man könnte auch Immobilien dazu sagen), dem Vermögen, das ihnen seit so vielen, vielen Jahren vererbt worden war, und den zusätzlichen Reichtümern, die ihnen ihr Besitz und ihre einzigartigen Talente eingebracht hatten und immer noch einbrachten, und nicht zuletzt auf diesen merkwürdigen Talenten selbst.

Genau genommen waren die Francezci Berater. Sie berieten die Mafia, noch immer die einflussreichste Kraft und Grundlage jeder Macht in Italien und Sizilien; und über die Mafia berieten sie auch die CIA, den KGB und dergleichen Organisationen mehr. Und über diese wiederum deren Regierungen, obwohl diese ja eigentlich ihre Geheimdienste kontrollieren sollten. Und weil ihre Ratschläge ausnahmslos gut und wertvoll waren, wurden sie, wie jeder Francezci vor ihnen, als die Dons der Dons respektiert. Doch sie in einem solchen Zusammenhang zu erwähnen ... wäre absolut unverzeihlich. Man musste verstehen, ihre soziale Stellung ...

Immerhin standen sie in dem Ruf, die vornehmsten der vornehmen Herren zu sein! Während der letzten fünfzehn Jahre, also seit sie ihr Erbe angetreten hatten und in den Besitz ihres Landsitzes, der Manse Madonie, gelangt waren, hatte man sie zu jedem größeren gesellschaftlichen Ereignis auf der Insel gebeten, ja, es hatte sogar Streit darum gegeben, wer sie einladen durfte. Und was ihren Stammbaum anging, hatte es seit Menschengedenken stets nur Gebrüder Francezci gegeben. Die Familie war bekannt dafür, dass sie ausschließlich männliche Zwillinge hervorbrachte, und jeder wusste, dass die Blutlinie weit zurückreichte und sich im Dunst der Geschichte verlor – in den finstersten Zeiten. Das Wissen um Letzteres jedoch war allein den Brüdern vorbehalten.

Und so ahnte niemand etwas davon, dass seit undenklichen Zeiten eine Verbindung zwischen den Francezci und gewissen anrühigen Elementen der Insel (um nicht zu sagen: der ganzen Welt) bestand; und falls doch, redete man in vornehmen Kreisen nicht darüber. Dabei hatten die Francezci mit ihrer nachrichtendienstlichen Tätigkeit für die Mafia respektive ähnliche Organisationen – als freiberufliche Berater auf dem Gebiet des internationalen Verbrechens, diverser Spionagearten und des Terrorismus – einen Erfolg, der seinesgleichen suchte. Wie und

auf welche Weise sie an ihre Informationen über diese zwar miteinander verbundenen, aber doch recht vielfältigen Bereiche gelangten, war ein Geheimnis, das die Brüder hüteten und über das Außenstehende nur Vermutungen anstellen konnten. Für die Dons lag auf der Hand, dass die beiden anscheinend noch die Unbestechlichsten in der Tasche hatten, und zwar weltweit ...

Doch Francescos Gedanken schweiften ab. Während die Limousine der Auffahrt zur A 19 Richtung Palermo entgegenglitt, hin und wieder auch -holperte, dachte er wieder an jenen Abend vor gerade einmal sechs Wochen:

Nach dem Treffen mit den Paten (denen sie Ratschläge darüber erteilt hatten, was sie im Fall des von den Roten Brigaden entführten Aldo Moro tun beziehungsweise lieber lassen und wie sie sich gegenüber dem nicht länger tragbaren Präsidenten Leone verhalten sollten) war es spät geworden. Als sie auf dem Rückweg durch Palermo einer Umleitung folgen mussten, weil die Straße aufgerissen war, fiel Toni Julios Café ins Auge, und er hatte vorgeschlagen, eine kleine Pause einzulegen, um einen Imbiss zu sich zu nehmen.

Drinnen, in dem Saal mit der Marmortreppe, ließen die Brüder sich Julios »Griechische Spezialitäten« bringen und stocherten an scharfen Würstchen, gefüllten Weinblättern und diversen mit Olivenöl – *aber ohne Knoblauch* – zubereiteten Tunken herum. Das Ganze spülten sie mit einem Fingerhut voll Mavrodaphne und hinterher einem faden Vecchia Romagna herunter, den sie in kleinen Schlucken aus riesigen Cognacschwenkern tranken. Gegen halb zehn wurde die Küche geschlossen; die Brüder speisten allein. Julio hatte sich entschuldigt – Zahnschmerzen! Er rief einen Zahnarzt an, der sich selbst zu so vorgerückter Stunde noch bereit erklärte, ihn zu behandeln. Seine Tochter, Julietta, würde die Gebrüder aus dem Haus lassen, wenn sie fertig waren.

Womöglich hatte Francesco ein bisschen zu viel Mavrodaphne getrunken oder auch ein bisschen zu viel von dem Cognac. Oder lag es vielleicht daran, dass er wusste, dass sich der Himmel jenseits der Türbögen zunehmend verfinsterte, und die Frau bei der gedämpften Beleuchtung in dem zugigen, leeren Raum, in dem die kaum angerührten Speisen auf den Tellern kalt wurden, mit einem Mal strahlend schön und irgendwie ... rein aussah? Wie dem auch sein mochte, Francesco hatte sie auf eine ganz bestimmte Weise angesehen und sie erwiderte seinen Blick. Antonio

Francezci ging schon einmal voraus an die Limousine, während sein Bruder ...

Die silbergraue, an einen Leichenwagen erinnernde Limousine machte einen Schlenker, um einem toten Tier auszuweichen, das auf der Straße lag – eine Ziege, vermutete Mario –, und abermals wurde Francesco, der es sich auf dem Rücksitz in einer Ecke bequem gemacht hatte, aus seinen Gedanken gerissen. Auch gut! Soeben waren sie an Bagheria vorbeigekommen; gleich würden sie scharf rechts abbiegen. Oh ja, denn Toni wollte mit Sicherheit einen Augenblick an einem Ort anhalten, den er wirklich liebte: die Villa Palagonia.

»Zieht es dich wieder zu deinen Ungeheuern?«, fragte Francesco griesgrämig, beinahe wütend. Er ärgerte sich, dass er nicht ungestört seinen Erinnerungen nachhängen konnte, wenn er einmal dazu in Stimmung war.

»Unseren Ungeheuern!«, korrigierte Toni ihn prompt in scharfem Tonfall. Er hatte recht. Beide wussten sie nur zu gut, was der wahnwitzigen Aneinanderreihung steinerner Bestien, die die Mauern der Villa zierten, als Modell gedient hatte. Den in Stein gehauenen Zwergen und Dämonenfratzen, den *Kreaturen* mit menschlichen Händen und Füßen und anderen Wesen, die jeder Beschreibung spotteten. Vor ungefähr zweihundert Jahren hatte der Besitzer der Villa, Prinz Ferdinando Gravina, sich nicht davon abhalten lassen, Le Manse Madonie aufzusuchen, die Heimat der Ferenczinis, wie sie sich damals nannten.

Er war reich wie Krösus und sein Interesse hatte sich darauf gerichtet, herauszufinden, weshalb die nicht minder begüterten Ferenczinis sich damit zufriedengaben, an einem solch »abgelegenen, kargen, nahezu unwirtschaftlichen Ort zu wohnen«. Nach diesem Besuch war Ferdinando geradezu besessen gewesen von allem Grotesken und dem Wahnsinn verfallen.

Francesco zuckte lediglich die Achseln. »Bei Swinburne steht, diese Skulpturen haben ihren Ursprung in Diodorus' Sage über die Missgeburten, die sich aus dem von der Sonne ausgedörrten Schlamm des Nils erhoben.« Und noch ehe sein Bruder etwas erwidern konnte, fügte er hinzu: »Vielleicht sollten wir besser der Sage folgen? Schließlich ist das alles schon lange her. *Zu* lange, als dass jemand wie du oder ich sich daran erinnern könnte.«

»Ferdinando hat einen Blick in die Grube geworfen«, entgegnete

Toni mit finsterner Miene. »In die Grube in der Manse Madonie, das wissen wir beide! – Ja«, fügte er höhnisch hinzu, »lass uns Stillschweigen darüber bewahren! Aber wer sollte uns deiner Meinung nach an einem Ort wie diesem in der Abgeschlossenheit unseres Wagens belauschen?«

Wie auf ein Zeichen war Mario weitergefahren Richtung Palermo ...

Und nun befanden sie sich hier, in Julios Café, und der kleine Fettsack wies ihnen Plätze an einem seiner kostbaren Tische auf dem Balkon an und erläuterte ihnen ausführlich, was seine widerliche »Küche« zu bieten hatte. Sie bestellten etwas von dem, was er auflistete, irgendetwas, woran sie herumstochern konnten, dazu eine Karaffe Rotwein. Alles nur Täuschung, Fassade. Die beiden Brüder schoben das Essen auf ihren Tellern hin und her und warteten nur darauf, dass Sclafani Julietta erwähnte. Endlich, nachdem er noch irgendeine Kleinigkeit in der Küche erledigt hatte und wieder nach oben zurückkehrte, fing er katzbuckelnd an: »Meine Herren, ich stehe ewig in Ihrer Schuld!« Nervös zupfte er an der Serviette über seinem Arm, während er kriecherisch an den Tisch trat. »Äh, ich meine, weil Sie so freundlich waren, meiner Tochter eine ... *Gesellschafterin* zur Verfügung zu stellen. Ich bringe es nicht übers Herz, die alte Dame eine Krankenschwester zu nennen – das hieße ja, dass mein kleines Mädchen ernsthaft krank wäre –, aber dennoch ist die Frau ein wahres Gottesgeschenk. Sie ist stets zur Stelle und kümmert sich um alles, was meine Tochter braucht, sodass ich die Hände frei habe, meiner Arbeit nachzugehen.«

»Julietta?« Francesco gelang es, eine besorgte Miene aufzusetzen. »Deine Tochter? Geht es ihr denn nicht besser? Wir fragten uns schon, weshalb sie nirgends zu sehen ist ...« Er blickte über die Brüstung in den Innenhof hinab und ließ seine dunklen Augen wie suchend umherwandern.

Julio wandte den Blick zum Nachthimmel und hob in einer hilflosen, flehenden Geste die Arme. »Ach, meine süße Kleine! Ganz schwach ist sie und bleich wie der Tod! Julietta *wird* es wieder besser gehen, dessen bin ich mir sicher. Aber im Moment ... liegt sie nur auf ihrem Bett und hat dunkle Ringe unter den Augen und klagt, dass sie das Sonnenlicht nicht ertragen kann, das in ihr

Zimmer fällt, sodass sie die Vorhänge geschlossen halten muss. Sie fühlt sich unwohl und ist so teilnahmslos. Und dann diese merkwürdige Lichtempfindlichkeit!«

Die Brüder tauschten einen – möglicherweise fragenden – Blick aus und schließlich nickte Francesco. »Sclafani«, sagte er, »wir haben heute Abend noch zu tun. Einer unserer Leute kehrt von einer wichtigen Reise aufs Land zurück und unterdessen vertreiben wir uns die Zeit mit einer kleinen Spazierfahrt! Nun ja, es ist ein sehr angenehmer Abend! Leider kann es geschehen, dass wir jeden Moment weggerufen werden. Deshalb haben wir nur eine Kleinigkeit von deiner Speisekarte bestellt. Aber diese Sache mit Julietta ... bereitet uns Sorge.«

»In der Tat«, nickte Toni. »Wir Francezcis sind in dieser Hinsicht – ich meine, was starkes Sonnenlicht angeht – ebenfalls sehr empfindlich. Darum sind wir nicht oft unterwegs, wenn die Sonne am Himmel steht.«

»Aber wer weiß«, fuhr Francesco nachdenklich fort, »vielleicht sind wir ja in der Lage, euch weiter zu Diensten zu sein?« (Um ein Haar wäre Julio in Ohnmacht gefallen! Die Gebrüder Francezci, zu Diensten – ihm und den seinen. Und auch noch *weiterhin!*)

»Weißt du«, sagte Toni, »in drei Tagen wird ein Mann aus Rom eingeflogen werden. Ein Arzt, ein Spezialist. Denn du hast recht, es ist etwas im Schwange, eine gewisse Anämie. Einige unserer Diener in der Manse Madonie hat es bereits erwischt und wir selbst fühlen uns auch nicht so besonders. Unser Blut scheint irgendwie ... schwach? Aber in den Höhen der Madonie haben wir zumindest den Vorteil, dass die Luft noch frisch ist! Hier in der Stadt dagegen ...« Er zuckte die Achseln.

Mit offenem Mund blickte Julio vom einen zum andern. »Und was schlagen Sie vor? Ich meine, ich wage ja kaum anzunehmen ...«

»... dass unser Freund, der Doktor, sich Julietta einmal ansieht und sie womöglich ein paar Tage unter Beobachtung hält?«, unterbrach ihn Francesco. »Aber warum denn nicht? Schließlich handelt es sich um unseren persönlichen Arzt und er verfügt über die besten Empfehlungen! Darüber hinaus wurde er bereits im Voraus bezahlt. An der Sache ist garantiert kein Haken. Also, abgemacht!« Damit neigte er den Kopf, wie um das Gesagte noch einmal zu bestätigen.

»Abgemacht?«

»In drei Tagen, von jetzt an gerechnet, werden wir den Wagen schicken, um Julietta abzuholen – am Samstagabend, ja. Die alte Frau wird natürlich die ganze Zeit über bei ihr bleiben. Aber so schwarz wollen wir gar nicht sehen, denn sollte sie sich zwischenzeitlich erholen, was wir selbstverständlich hoffen ...«

»Ich ... ich weiß nicht, was ich sagen soll!«, stieß Julio hervor.

»Dazu besteht doch kein Anlass«, meinte Toni, indem er sich behutsam den Mund abtupfte. »Hier, unsere Karte! Sollten sich bei Julietta Anzeichen einer Besserung zeigen, ruf uns an. Andernfalls kannst du am Samstagabend nach unserem Wagen Ausschau halten. Danach kannst du nach Belieben bei uns anrufen, um dich zu erkundigen, wie es ihr geht. Aber vergiss nicht, wir legen Wert auf unsere Privatsphäre. Unsere Telefonnummer ist geheim. Und, sei versichert, wir werden uns in jeder nur erdenklichen Hinsicht um Julietta kümmern.«

Es war eingetreten. Der dicke Mann konnte sein Glück kaum fassen und ging für den Rest des Abends wie benommen seiner Arbeit nach. Die Brüder stocherten, scheinbar unbewegt, weiter in ihrem Essen herum ... bis sie sahen, dass Julio an den Tischen unten im Innenhof zu tun hatte. »Behalte die Treppe im Auge«, sagte Francesco. »Wenn er raufkommt, gib mir eine Warnung oder lenke ihn ab.« Er erhob sich und trat einen Schritt vom Balkon zurück.

»Und wer ist jetzt indiskret?«, lächelte Toni zu ihm auf. Seine nadelspitzen Eckzähne blitzten weiß in einem Mund, der mit einem Mal viel zu breit wirkte.

Francesco beugte sich in einem eigentümlichen Winkel zu seinem Bruder hinunter und erwiderte zwischen zusammengebissenen Zähnen: »Was, kannst du die Schlampe da drin denn nicht *riechen*?« Seine Stimme klang düster und brodelnd wie Teer. Im nächsten Moment richtete er sich wieder auf, räusperte sich und fuhr in normalem Tonfall fort: »Aber wie dem auch sein mag, wir müssen jedenfalls sichergehen, dass der dicke Dummkopf unser Angebot annimmt. Also trink deinen Wein ... und pass auf die Treppe auf!«

Damit wandte er sich ab. Mit zwei Schritten hatte er den Balkon überquert und verschwand durch einen Türbogen in einen von einem Vorhang abgetrennten Flur. Er kam an einer Herrentoilette zur Linken und der Damentoilette zur Rechten vorbei

und ging durch eine Tür mit der Aufschrift »Privat« in Julios Büro, wo er den Schreibtisch umrundete und durch eine weitere Tür in Juliettas Krankenzimmer trat. Da lag sie und neben ihr saß Katrin. Die Alte war mindestens achtzig und eingenickt. Überrascht blickte sie aus wässrigen Augen zu Francesco auf. »Wie? Was?« Doch dann erkannte sie ihn und lächelte. Sie neigte den Kopf und machte Anstalten, aufzustehen.

»Nein, bleib«, befahl er ihr. »Besser, du bist hier, für den Fall, dass dieser schleimige kleine Fettsack hereinschaut.« Abermals neigte Katrin den Kopf und blieb reglos sitzen. In dem düsteren Raum leuchteten ihre Augen gelb, katzenartig, während sie ihrem Gebieter folgten.

Er setzte sich mitten auf das breite Sofa, auf dem Julietta lag, und von dem plötzlichen Gewicht wachte sie auf. Möglicherweise war sie auch vorher schon wach gewesen und hatte nur ... gewartet. Aus weit aufgerissenen Augen sah sie ihn an. Ihr klappte der Kiefer nach unten, während sich auf ihrem hübschen ovalen, sonderbar bleichen Gesicht neben dem Erkennen das nackte Grauen abzeichnete. Doch Francesco fand dies keineswegs sonderbar. Ehe sie aufschreien konnte – hätte sie dies gewollt –, sagte er: »Dachtest du etwa, ich würde dich verlassen? Oh, nein!« Seine Hand kroch unter die Decke, unter ihr Nachthemd bis zum Schenkel, sodass sie seine bebenden Finger spürte. »Denn ich habe dich einmal geliebt, und ich werde dich lieben, solange du lebst.« Er sagte allerdings nicht: »solange *ich* lebe.«

Während seine Hand an ihrem Schenkel emporglitt, schloss Julietta den Mund und ihr stoßweiser Atem beruhigte sich. Sie begann tiefer durchzuatmen – und *seinen* Atem in sich einzusaugen. Seine Essenz befand sich darin – und nun auch in ihr. Das Weiße war aus seinen Augen geschwunden, sie waren tiefschwarz, zwei feuchte, dunkle Murmeln, der Blick starr wie derjenige einer Schlange kurz vor dem Zustoßen. Nur dass er bereits zugestoßen hatte, in jener Nacht vor sechs Wochen. Und sein Gift zeigte Wirkung.

Er lächelte sie mit seinem hübschen Dämonengesicht an, und das Grauen wich von ihr, als sie die Arme hob, um ihn zu umfassen. Doch das ging jetzt nicht. »Bald«, versprach er ihr. »Bald – in der Manse Madonie! Du kannst es nicht mehr erwarten, was? Nur noch ein, zwei Tage, meine Julietta. Nur noch ein, zwei Tage,

versprochen!« Sie seufzte. Mit einem Mal ging ihr Atem schneller. Die langen Wimpern über den dunklen Augen bebten, als Francescos kühle Hand die Innenseite ihres Schenkels erkundete. Sie nickte und keuchte verzückt auf, während ihr Kopf verschämt zur Seite sank, vielleicht auch bereit, sich ihm hinzugeben, und ihre Schenkel sich allmählich öffneten.

Mit seinem Daumen und dem kleinen Finger spreizte er ihre Schamlippen und ließ die mittleren drei Finger in sie gleiten. Seine Hand blieb völlig reglos, die Finger hingegen streckten sich, wurden immer länger und krochen, raupenartig pulsierend, vorwärts, pochend vor Anstrengung, während sie sich in drei Penisse verwandelten, die ein merkwürdiges Eigenleben führten. An den Spitzen taten sich winzige Öffnungen auf. Und sie schoben sich weiter vor, während sich sein Daumen und kleiner Finger liebevoll um ihre Knospe schlossen.

Die ganze Zeit über sah die Alte zu und *wusste*, lautlos vor sich hin kichernd, was vor sich ging. Lediglich ihre Eckzähne schimmerten scharf und weiß in dem zahnlosen Mund. Schließlich fand Francesco die Arterie, nach der er suchte, und gebrauchte seine Finger, um in sie einzudringen und an Juliettas weichem Geschlecht zu saugen. Falls er irgendwelche Spuren hinterließ, würden sie dort niemals entdeckt werden, und sollte die Blutung andauern, würde nie jemand Verdacht schöpfen.

Es dauerte nur wenige Sekunden, keine Minute, bis das Mädchen die Augen verdrehte, den Kopf hin und her warf und unkontrolliert aufschrie: »Ah! Ah! Ah!« Wie zu einem breiten Grinsen klafften Francescos Kiefer auseinander. Sein Gesicht war verzerrt, ein Speichelfaden troff ihm aus dem bebenden Mundwinkel. In diesem Moment begannen seine Augen zu glühen und wurden blutrot! Blut!

Doch dann vernahm er etwas: *Bruder!* Es war Antonio. Kein Ruf im eigentlichen Sinn, denn über die wahre Gabe verfügten die Brüder nicht, eher ein Schauer, der ihn überlief, eine Vorahnung, aber eindeutig eine Warnung. Julio kam!

Eine Sekunde, sich von Julietta zurückzuziehen, eine weitere, in der er sich über sie beugte und ihr einen Kuss auf die feuchte Stirn drückte. Dann huschte er aus dem Zimmer und glitt aus Sclafanis Büro in den Korridor. Leise schloss sich hinter ihm die Tür mit der Aufschrift »Herren«. In der Abgeschlossenheit einer

Kabine machte er sich an seinem prall geschwollenen Glied zu schaffen, einmal, zweimal, dreimal, und ergoss sich in die Kloschüssel. Selbst das Sperma, das Francesco hinunterspülte, war rot ...

Auf dem Flur wartete Sclafani auf ihn. »Ah, verzeihen Sie! Ich dachte mir, dass ich Sie hier finden würde. Ihr Bruder bat mich, Ihnen auszurichten ... dass Ihr Angestellter aus England zurück ist ... Und Ihr Fahrer, Mario? ... Er wurde angefunkelt ...« Sclafani wedelte mit den Händen, als genüge dies als Erklärung. Was ja auch zutraf.

Francesco hatte sich wieder beruhigt. Er setzte ein dankbares Lächeln auf und strebte, dicht gefolgt von Julio, der Balustrade zu. »Es hat mich sehr gefreut, Sie als Gäste begrüßen zu dürfen«, brabbelte der Dicke vor sich hin. »Ich kann Ihnen unmöglich eine Rechnung stellen. Wie auch? Dazu stehe ich viel zu tief in Ihrer Schuld!«

Neben dem Tisch stand Mario in Uniform und Mütze, während Toni in ein tragbares Funktelefon sprach. Francesco wirbelte zu Julio herum und hätte ihn um ein Haar über den Haufen geworfen. »Mein Freund«, sagte er hastig. »Es handelt sich um ein privates Gespräch, das verstehst du doch? Und was die Rechnung angeht: Das Vergnügen war ganz auf unserer Seite!« Damit drückte er ihm ein Bündel Scheine in die Hand, mehr als genug, um für das aufzukommen, was sie *nicht* zu sich genommen hatten. Während Julio davonwatschelte, stand Toni auf.

»Voraussichtliche Ankunft in fünfundvierzig Minuten. Selbst wenn wir sofort aufbrechen, wird der Helikopter vor uns in der Feste eintreffen.« Er zuckte die Achseln.

Francesco nickte. »Ich werde von unterwegs mit Luigi sprechen.«

In der Limousine nahm Francesco vorn neben Mario Platz. Außerhalb von Palermo ließen die atmosphärischen Störungen nach und er konnte sich über die Funkanlage des Wagens verständlich machen. »Was ist mit deiner Patientin?«

»Ist ruhig gestellt«, antwortete eine blecherne Stimme. Sie klang beinahe gleichgültig. »Hat ein bisschen gekotzt ... Wie es aussieht, verträgt sie das Reisen nicht. Das Beruhigungsmittel, nehme ich an.«

»Nun, eine innere Reinigung kann nie schaden«, meinte Toni

vom Rücksitz der Limousine. »Zu Hause in der Feste dürften sie sich ohnehin darum kümmern.«

Francesco drehte sich um und warf ihm einen Blick zu. »Ganz recht, ich habe Anweisung dazu gegeben!« Und ins Funkgerät sagte er: »Irgendwelche Probleme am anderen Ende?«

»Nein, keine. Wenn nur alles so glatt gehen würde!«

»Gut!«, zeigte Francesco sich zufrieden. »Und bei uns? Gab es Kontrollen?«

»Nichts. Die haben mir den Weg zur Manse Madonie sofort freigegeben. Keine Schwierigkeiten.«

(Natürlich nicht. Schließlich hatten die Francezcis ihrem Mann bei der Flugsicherung in Catania mehr als ein Jahresgehalt dafür gezahlt!)

»Unsere Leute in der Stätte werden sich um die Patientin kümmern«, beendete Francesco das Gespräch. »Wir kommen auch gleich. Oh, und ... gut gemacht!«

»Danke! Over und out«, erwiderte der Pilot. Höflichkeiten konnte man sich sparen, zumindest über Funk ...

In der Manse Madonie schauten die Brüder zu, wie ihre Leute das Mädchen aus dem Helikopter versorgten. Noch immer unter Beruhigungsmitteln stehend, hatten sie sie bereits ausgezogen und gebadet, als die beiden dort anlangten. Was darauf folgte, würde den größten Teil der Nacht in Anspruch nehmen. Ungefähr eine Stunde lang sahen sie zu, wie sie ihr mehrere Einläufe verpassten, die Pumpen einschalteten und sie auf mechanischem Wege dazu zwangen, den Darm zu entleeren – die sogenannte »Reinigung«. Doch dann verloren sie das Interesse. Nun wurden ihr noch die Nägel manikürt, die Zähne geputzt und poliert und schnell wirkende Fungizide auf ihre diversen Körperöffnungen aufgetragen (Lotionen, die bei einem abschließenden Bad wieder entfernt werden sollten). All dies würde endlos dauern. Danach wäre sie zwar klinisch rein, ihrer Gesundheit jedoch war es nicht sehr zuträglich. Darum ging es allerdings auch gar nicht. Sie musste sauber sein, mehr nicht.

»Und alles nur vergeudet!« Toni Francezci schüttelte angewidert den Kopf, als sie gegen Mitternacht ihren Gemächern zustrebten. Sie hatten nicht vor zu schlafen, sondern wollten bloß ein bisschen ruhen. Ihnen blieb genug Zeit zum Schlafen, wenn alles vorüber war.

»Vergeudet?«, entgegnete sein Bruder. »Aber keineswegs. Na ja, das Mädchen vielleicht; aber unsere Bemühungen sind nicht umsonst. Schließlich mag er sie sauber. Und sie kann ihn nicht belügen, sie vermag nichts vor ihm zu verbergen. Wir könnten lediglich versuchen, ihr ein paar Hinweise zu entlocken. Vor ihm hingegen ... liegt das Innere ihres Geistes offen bis hin zu den Elektronen in ihrem Hirn und der Struktur ihrer Vergangenheit, den Erinnerungen im Gewirr ihrer grauen Masse.«

»Wie poetisch!«, meinte Francescos Bruder anerkennend, doch schon im nächsten Moment klang er wieder verbittert. »Ah, aber wird er uns auch *verraten*, was er in Erfahrung bringt? Oder wird er wie gewöhnlich wieder in Rätseln sprechen und uns im Dunkeln tappen lassen? Er wird von Mal zu Mal schwieriger.«

»Zumindest etwas wird er uns preisgeben«, nickte der andere. »Das letzte Mal ist schon eine ganze Weile her und er hat Hunger. Außerdem wird er uns dankbar sein. So einen Leckerbissen bekommt man nicht alle Tage. Sie könnte sogar mir gefallen!«

»Ach, nein«, schnaubte Toni. »*Dir* würde sogar die alte Katrin gefallen, wenn nichts anderes greifbar wäre!« Als sie sich am oberen Ende der Treppe trennten, um jeder seine eigenen Räume aufzusuchen, fügte er hinzu: »Oh, und wo wir gerade dabei sind: In Julios Hinterzimmer, hast du dir da Julietta vorgenommen?«

»Etwas in der Art«, erwiderte Francesco grinsend. »Wenn du damit fragen willst, ob wir nach ihr senden werden ... ja, das werden wir. Warum? Magst du sie vielleicht für dich haben?«

»Nicht unbedingt«, sagte Toni. »Schließlich warst du ja vor mir dran.« In seiner Stimme schwang keinerlei Bosheit mit.

»Das hat dich doch noch nie gestört«, entgegnete Francesco gelassen ...

In der Stunde vor Tagesanbruch kamen die Francezcis wieder zusammen, diesmal im geheimen Herzen der Manse Madonie. Unter weitläufigen Kellern und uralten Grundmauern trafen sie sich an einem tief aus dem Fels gehauenen Ort, den man nur als »die Grube« kannte, um die letzte Phase der Operation persönlich einzuleiten – nämlich um das Mädchen in einen alten ausgetrockneten Brunnen hinabzulassen. Der Schacht hatte einen Durchmesser von gut und gern über vier Metern. Seine Ummauerung war knapp einen Meter hoch und bestand aus massiven, in grauer Vorzeit

behauenen Steinblöcken. Eine Abdeckung aus unter Strom stehendem Drahtgeflecht hing in einem kreisrunden Rahmen an Scharnieren, die auf einander gegenüberliegenden Seiten in die Wand eingelassen waren, und deckte die Öffnung wie ein Gitter ab. Im Augenblick drang nicht ein Laut aus der Grube und selbst den Francezci erschien sie düster und unheimlich. Irgendwo da unten, in einer Tiefe von vielleicht fünfundzwanzig Metern, erweiterte sie sich zu einer Höhlung, die einst Wasser enthalten hatte. Nun beherbergte sie ihren Vater.

Neben dem Schacht befand sich ein Flaschenzug, dessen Arm über die Grube reichte. Davon hing an Ketten ein sich langsam drehender Metalltisch herab. Die junge Frau lag, die Hände über dem Bauch gefaltet, nackt auf dem Tisch. In ihrem ganzen Leben war sie nur ein einziges Mal so makellos, ohne jeden Giftstoff in ihrem Körper, gewesen – im Mutterleib, in der Zeit vor ihrer Geburt, ehe irgendein Mensch Hand an sie legte. Gleich würden unmenschliche Hände nach ihr greifen. Zuerst jedoch noch die Befragung – nicht des Mädchens, sondern des alten Ferency, des bis ins Ungeheure verwandelten Francezci in seiner Grube. Nur die beiden Brüder waren zugegen. Dies war keine Aufgabe für Untergebene, deren Geist leichter zu beeinflussen oder zu korrumpieren war. Andererseits hingegen, wie sollte man einen Francezci wohl korrumpieren?

Die Höhle, in der sich die Grube befand, war auf natürlichem Wege entstanden, und lediglich ihr grotesker Bewohner machte sie zu etwas Abnormem. Felssimse erstreckten sich bis tief in die Düsternis, die Grube selbst dagegen war hell erleuchtet. Eine ganze Batterie starker Scheinwerfer strahlte von den salpeterüberzogenen Tropfsteinwänden hinab. Wo sich die Helligkeit im Schatten der Kaverne verlor, wanden sich aus einem Schacht gehauene, steinerne Stufen in einer Wendeltreppe zur Stätte – der Feste – hoch über ihnen empor. Am Fuß der Treppe schützte eine druckluftbetriebene »Tür«, ein Gitter aus fünf Zentimeter dicken, unter Strom stehenden Stahlstäben, den Ausgang. Die zur Tür gehörende Schalttafel lag ein gutes Stück zurückgesetzt inmitten des hell erleuchteten Schachtes. Wie die Abdeckung über dem alten Brunnen diente auch diese Tür nicht dazu, jemanden beziehungsweise etwas draußen zu halten.

Und doch handelte es sich bei diesem Ort keineswegs um ein

Verlies, vielmehr um ... ein Refugium, eine Zufluchtsstätte. Leise meinte Francesco: »Schlimmer als in einer Irrenanstalt ...« Wie die beiden Francezcis so am Rand des Brunnenschachtes standen, waren sie sich ausnahmsweise einmal einig.

»Vergiss nicht«, ermahnte Toni seinen Bruder, »er kann dich hören! Auch wenn du schläfst oder mit irgendeiner Schlampe deiner Lust frönst, kann er zugegen sein. Selbst jetzt ist er hier bei uns!«

Und Francesco war klar, dass er recht hatte. Hier unten war die Präsenz ihres Vaters übermächtig. Sie befand sich im Widerhall ihrer Stimmen, durchdrang die Atmosphäre des Ortes, und trotz der gleißenden Scheinwerfer – vielleicht auch gerade deswegen – nahm man in den finstersten Schatten, wo sich eigentlich gar nichts rühren dürfte, Bewegungen wahr, als spuke es hier. Doch der alte Ferenczy war beileibe kein Gespenst und würde auch nicht dazu werden, nicht solange er ihnen als Orakel diente.

Francesco warf seinem Bruder einen Blick zu. »Und, bist du bereit?«

Toni fuhr sich mit der Zunge über die fleischigen Lippen und nickte. Er würde niemals »bereit« dazu sein, nicht wirklich, aber was sein musste, musste nun einmal sein.

Er war stets der Liebling des Alten gewesen, »verzogen« von einem Vater, der immer für ihn da gewesen war. Francesco hingegen hatte zu früh Selbstständigkeit entwickelt, für ihn hatte sein Vater sich *nie* Zeit genommen! Da das Ding in der Grube in die Zukunft – in der Tat beinahe alles – zu sehen vermochte, hatte es wahrscheinlich auch vorhergesehen, dass eine Zeit kommen würde, in der Francesco sich an seiner ... *Behinderung* weiden würde.

Der Strom war abgeschaltet, das Gitter ungefährlich. »Vater!« Toni beugte sich über den Rand des Brunnens und blickte durch das Drahtgeflecht hinab auf das massive Mauerwerk des sich in der Tiefe verlierenden Schachtes. »Wir haben dir etwas mitgebracht. Ein kleines Zeichen unserer Wertschätzung, ein Geschenk – ein Mädchen!«

Ein Mädchen ... Mädchen ... Mädchen ..., hallte es im Schacht wider. Das Echo wurde auf den Ausdünstungen weitergetragen. Ausdünstungen, hier? Ein feiner Nebelschleier jedenfalls, der in der Hitze der Scheinwerfer sofort verdunstete. Zurück blieb nur

ein übler Geruch. Das Wesen dort unten mochte sich momentan zwar nicht rühren, dennoch war es da. Es atmete und ...

»... er lauscht!«, sagte Francesco, der für derlei Dinge empfänglich war. »Oh ja, er hört dich, keine Sorge!«

»Vater!« Toni beugte sich weiter vor. »Wir haben ein Geschenk für dich! Aber auch wir haben unsere Bedürfnisse. Es gibt da ein paar Dinge, die wir wissen müssen ...« Im ersten Augenblick regte sich nichts, doch mit einem Mal war es, als stoße der Brunnen ein Seufzen aus! Ein Schwall stinkender Luft strömte nach oben und im Geist der beiden Brüder erscholl die Stimme des alten Ferenczy. Obgleich sie keine Telepathen waren – in ihrem Fall hatte die Fähigkeit eine Generation übersprungen –, war die Macht ihres Vaters doch so groß, dass sie ihn klar und deutlich vernahmen:

Fragt nur, meine Söhne ... doch erst lasst eure Gabe zu mir hinab!

Es mochte sich um eine schlichte Nachricht handeln. Wie sie jedoch übermittelt wurde, war höchst theatralisch. Untermalt von einem Gewirr irrsinnig kichernder »Stimmen«, hallte sie in ihren Köpfen wider wie ein Donnerschlag. Ihr Vater konzentrierte nur einen *Teil* seiner Gedanken auf seine Antwort, der Rest war anderweitig beschäftigt ... ungefähr so, wie ein Wahnsinniger äußerlich oftmals vollkommen ruhig erscheinen mag, obwohl es in seinem Innern geradezu brodelte. Die zahllosen Persönlichkeiten des Wesens – seine diversen miteinander widerstreitenden Identitäten – bildeten ein unruhig grölendes Publikum für denjenigen Teil, der nun bemüht war, mit der Außenwelt, nämlich seinem Sohn, in Kontakt zu treten.

Am Rand der Grube geriet Toni ins Wanken. Sein Bruder packte ihn bei der Schulter und hielt ihn fest. Das mentale Geplapper verstummte, desgleichen der Widerhall derjenigen Stimme, die noch bei Verstand war.

»Er ist gefährlich!«, murmelte Toni. »Er hat keine Kontrolle mehr über sich.«

»Oder er macht uns nur etwas vor!«, meinte Francesco missmutig. »Es wäre nicht das erste Mal, dass er mittels seiner gespaltenen Persönlichkeit seine Spielchen mit uns treibt.«

Toni nickte und verzog das Gesicht. »Vater!«, rief er hinab. »Offensichtlich bist du nicht ganz bei dir. Wir behalten das Mädchen vorerst und versuchen es später noch mal.« In Gedanken brachte er sich dazu, es sogar selbst zu glauben – für den Fall, dass

sein Vater ihn belauschte. Als sie jedoch Anstalten machten, nach der über der Grube hängenden metallenen Plattform zu langen, wie um das Mädchen wieder zur Seite zu schwenken, erscholl von unten ein lautes mentales Ächzen:

NEIN! NEIN, WARTET! Sie hielten inne. *Kommt sie aus eigenem freiem Willen?*, erklang es nun etwas leiser, beinahe flehend. *Ist sie unberührt? Ist sie ... rein?*

Die Brüder grinsten einander an und nickten. Diesmal hatte es im Hintergrund nämlich keine Störgeräusche gegeben, kein Gewirr weiterer, irrer Stimmen. Wenn das Ding in der Grube es wollte, konnte es sich durchaus unter Kontrolle halten und die fremden Stimmen ausschließen.

Toni wartete einen Moment, ehe er sagte: »Sie hat keinen eigenen Willen mehr. Und was die Unberührtheit angeht: So etwas ist heutzutage schwer zu finden, Vater! Aber dafür ist sie rein, so rein, wie wir sie nur bekommen konnten. Es verhält sich nur so, dass ...«

Jaaa?

»Sie weiß ein paar Dinge, die wir auch gerne erfahren würden. Sie gehört dir, aber vielleicht könntest du sie, ehe du sie gebrauchst, noch befragen? Für uns?«

Einen endlosen Augenblick lang herrschte Schweigen. *Weshalb ... befragst du sie denn nicht, mein Sohn? Bevor du sie mir überlässt?* Mit einem Mal klang das Wesen verschlagen, eine bösertige Intelligenz sprach aus seiner Stimme.

»Er weiß es«, knurrte Francesco. Die kalte Wut hatte ihn gepackt. »Er weiß, dass wir nichts aus ihr herausbekommen können, noch nicht einmal mithilfe der besten Drogen, weil es ihr untersagt wurde, zu reden! Jemand hat an ihrem Gehirn herumgepfuscht und ihren Geist von innen verschlossen, und nur er kann hineingelangen. Und auch *das* weiß er! Der alte Teufel will, dass wir betteln!«

Oh, hahaha!, lachte das uralte Ding, während die Ausdünstungen, sein Atem, immer dichter wurde. *Oh, wen höre ich denn da? Ich kenne dich, mein Sohn, mein ... Francesco?* Das Gelächter brach ab und die Gedankenstimme wurde eiskalt. *Du zeigst immer noch keinen Respekt ...*

»Hah!«, knurrte Francesco. »Er hält sich wohl für einen Don!«

»Er war mal einer«, ermahnte Toni ihn. »Der Don der Dons,

einer der ersten. Also ärgere ihn nicht! *Denke* noch nicht einmal daran, sondern lass mich das machen!« Und indem er seine Gedanken in die Grube richtete, sagte er laut:

»Vater, du warst doch derjenige, der uns vor einer gewissen Bedrohung warnte. Wir haben auf dein Wort hin gehandelt, wie wir es seit zwei Jahrhunderten tun, und endlich stießen wir auf einen Hinweis. Das Mädchen verfügt, tief in ihrem Geist begraben, über geheimes Wissen. Aber was wir auch tun, wir vermögen uns keinen Zugang zu verschaffen. Du hingegen ...«

Fast konnten sie hören, wie es in dem Gehirn tief unter ihnen ratterte und das Wesen sich aufgeregt hin und her wand. *Ich vermag es, jaaa!*

»Aber wirst du es auch tun?«

Jaaa! Schickt sie herab!

»Wir dürfen sie nicht verschwenden«, mahnte Toni. »Ihr Wissen darf auf keinen Fall verloren gehen. Es war riskant genug, sie hierher zu bringen. Wir haben für sie bezahlt, eine solche Gelegenheit ergibt sich vielleicht nie wieder. Und vergiss nicht, Vater: Was uns bedroht, stellt auch für dich eine Bedrohung dar ...«

Ich verstehe, jaaa. Schickt sie herab!

»Aber du bist hungrig, das wissen wir doch, und gelegentlich auch etwas ... ungeduldig? Falls ...«

SCHICKT SIE HERAB – SOFORT!

Wie es aussah, blieb ihnen nichts anderes übrig. Francesco legte einen Schalter um, um die eine Hälfte des Gitters zu öffnen, und gemeinsam manövierten sie die Plattform mitsamt dem Mädchen über den nun offenen Teil der Grube. Zu guter Letzt zerbrach Toni eine Ampulle unter ihrer Nase. Stöhnend regte sie sich und schüttelte leicht den Kopf. Doch ehe sie zur Gänze aufwachen konnte, ließen sie sie bereits hinab ins Verderben.

Eine Anzeige auf dem Kontrollpult zeigte ihr Gewicht an. Sie sank achtzehn, zwanzig, über zweiundzwanzig Meter in die Tiefe ... bis die Skala plötzlich null anzeigte. »Wieder raufziehen!«, sagte Toni heiser. Francesco kehrte die Laufrichtung um und die Plattform kehrte leer nach oben zurück.

Unten hingegen steigerten sich mit einem Mal die geistigen Absonderungen, die Ausbrüche grauenhafter, ungezügelter Emotionen in ihren Köpfen zu einem wahren Orkan. Die Brüder gerieten ins Wanken. Doch sie fassten sich wieder, schlossen das

Gitter und schalteten rasch den Strom ein. Und obwohl sie über so gut wie keine telepathischen Fähigkeiten verfügten, waren sie zum ersten Mal froh darüber.

Fleisch, Knochen, Blut! Ihre Körperöffnungen, ihr Gesicht! Die Pforte zum Himmel, zur Hölle! Ja, ich bin ein Ungeheuer, kein Mensch könnte jemals so etwas tun! Aber ich bin nun mal kein Mensch! Ich bin ein Wamphyri! Wamphyrii!

Und über alledem erscholl ein Schrei, ganz kurz nur, und verstummte sofort wieder. Dafür ging er durch Mark und Bein. Das Mädchen war erwacht und empfand ... *was?* Entsetzen, grenzenlose Empörung, Unglauben? Das Wesen drang ihr in Mund, Ohren und Nasenlöcher, füllte den ganzen Kopf aus und ebenso ihren Körper.

Die Gedanken des Alten waren wie Hammerschläge, schlimmer jedoch waren die Bilder, die sie begleiteten – *ein kriechendes, fließendes, schäumendes Etwas, keinesfalls menschlich, aber es hatte Hände – oh ja, ziemlich viele sogar – und Augen und Münder, die sich dem Mädchen näherten und an ihr festsaugten; und in ihr dehnte das Wesen sich aus ...*

Sie schwoll an, immer mehr, ihr Körper dehnte sich, bis er schließlich aufplatzte.

Die über der Grube wabernden Dunstschwaden färbten sich allmählich rosa, und ihre Partikel vergingen unter entsetzlichem Gestank, wenn sie in Kontakt mit dem Gitterrost kamen ...

Die Minuten verstrichen. Nach einer Weile stellten die Francezcis zu ihrer Überraschung fest, dass sie so nahe zusammengedrückt waren, dass sie einander berührten. Beidseitig lösten sie sich voneinander. In die Höhle war wieder Stille eingekehrt und die Grube war ... bloß eine Grube, nichts weiter als ein uralter Brunnenschacht.

Francesco blickte seinen Bruder fragend an, doch Toni schüttelte nur den Kopf. »Jetzt nicht. Im Augenblick möchte ... kann ich nicht mit ihm reden. Lassen wir ihm seine Ruhe. Später vielleicht ...«

Doch als sie sich anschickten, durch das stählerne Gitter in den aufwärts führenden Schacht zu treten, hörten sie ihn:

ER WIRD ERWACHEN! ER WIRD ERWACHEN! ER WIRD ERWACHEN UND AUFERSTEHEN! Es klang beinahe wie Triumphgeschrei, wurde jedoch rasch zu nacktem Entsetzen. *E... e... er wird*

erwachen, ja – in wenigen Jahren, drei, höchstens vier – und dann ... dann wird er sich auf die Suche nach mir ... nach uns ... begeben. Er wird zu uns kommen!

Wer?, wollte Toni fragen. Doch er war immer noch völlig benommen und brachte nur ein Krächzen zustande. Aber es machte keinen Unterschied, denn er wusste bereits, wer, und sein Vater hatte ihn ohnehin gehört.

Wer?, erscholl immer leiser werdend ein ehrfurchts-, wenn nicht angstvolles Flüstern in ihren Köpfen. *Na, wer wohl? Radu natürlich! Radu Lykan, wer sonst?*

Darauf folgte ein durchdringender Schrei wie von einer gepeinigten, auf ewig verlorenen Seele: *Raaaddduuu!* Und ein erneutes Flüstern, das bebend verhallte: *Raaaddduuuuuu!* Dann herrschte Schweigen.